
Luke Heuser

»Ein Buch, das Du im Leben nicht ergründest.«

Hugo von Hofmannsthals Allegorien des Lesens

Für die aber, die jemals hundert Seiten von Dostojewski gelebt haben oder gelebt die Gestalt der Ottolie in den ›Wahlverwandschaften‹ Isiel [...] für die sage ich nichts Befremdliches, wenn ich ihnen von diesem Erlebnis spreche als von dem religiösen Erlebnis, dem einzigen religiösen Erlebnis vielleicht, das ihnen je bewußt geworden ist.¹

Die Emphase dieses Satzes aus Hugo von Hofmannsthals *Der Dichter und diese Zeit* steht sinnbildlich für sein Verhältnis zur literarischen Überlieferung. Ihn, den man gleichsam einen absoluten Leser nennen könnte, beschäftigte zeitlebens nicht allein die Überfülle einzelner Autoren und Werke, sondern er reflektierte zudem auf grundlegender Ebene über das Lesen, genauer: über das notwendige Scheitern des Versuchs, literarische Werke auf begrifflich-reflexivem Wege vollumfänglich zu verstehen – hierfür verwende ich, in Anlehnung an Paul de Man, den Ausdruck ›(Un-)Lesbarkeit‹.²

Im Folgenden sollen, als theoretisierende Explikationen dessen, Hofmannsthals Essay *Poesie und Leben* (I) sowie die Aphorismenfolge *Bildlicher Ausdruck* (II) untersucht werden. Im Anschluss hieran möchte ich anhand der Erzählung *Die Wege und die Begegnungen* zeigen, dass sich der (Un-)Lesbarkeitsdiskurs auch in Hofmannsthals dichterischem Schaffen niederschlägt, und zwar indem er nicht nur thematisiert, sondern zugleich performativ inszeniert wird (III). Abschließend legt ein skizzenhafter Vergleich der drei Texte mit Paul de Mans *Allegorien des Lesens* deren Avanciertheit nahe (IV). Diese zeichnet sich vor dem Hintergrund des durch Positivismus und Biographismus geprägten literaturwissenschaftlichen Diskurses um 1900, den Hofmannsthal als promovierter Philologe gut bekannt haben dürfte, besonders deutlich ab.

I.

Poesie und Leben (1896) beginnt mit einer Reihe von an die Zuhörerschaft gerichteten Reflexionen, die von vornherein den Versuch, etwas über Dichtung zu sagen, und damit Hofmannsthals Text selbst zweifelhaft zu machen scheinen. So wird zwar zunächst konzediert: »Ich glaube wirklich, es würde mir nicht sehr schwer werden, ein paar hundert Adjectiva und Zeitwörter so zusammen zu stellen, dass sie Ihnen eine Viertelstunde lang Vergnügen machen würden« (SW XXXII, 183) – allerdings nur, um wenige Sätze später einzuschränkend hinzuzufügen,

dass ich ernsthaft erkannt zu haben glaube, dass man über die Künste überhaupt fast gar nicht reden soll, fast gar nicht reden kann, dass es nur das unwesentliche und wertlose an den Künsten ist, was sich der Beredung nicht durch sein stummes Wesen ganz von selber entzieht, und dass man desto schweigsamer wird, je tiefer man einmal in die Ingründe der Künste hineingekommen ist. (Ebd.)

Ein den Erwartungen der Zuhörer entgegenkommendes, mit Adjektiven und Zeitwörtern, Schlagworten und Eigennamen, kurz: ein nichtdichterisches, im weitesten Sinne begrifflich-reflexiv operierendes Sprechen über Dichtung muss, so der Tenor dieser einleitenden Bemerkungen, seinem Gegenstand weitestgehend inadäquat bleiben. Im Folgenden versucht Hofmannthal dieses Urteil näher zu begründen. In Bezug darauf heißt es allerdings schon im Vorfeld: »[A]luf keinen Fall würde ich mir schmeicheln, von Ihnen verstanden worden zu sein, auf keinen Fall würde ich annehmen, dass Sie meine Meinung anders als formal und scheinmäßig zur Kenntnis genommen hätten« (SW XXXII, 184). So scheint es, dass alles Folgende unter einer paradoxen Prämisse steht – dass diese Paradoxität aber keinen einfachen Selbstwiderspruch, sondern die Konsequenz aus Hofmannsthals Überlegungen zur poetischen Sprache darstellt, versuche ich nun zu zeigen.

»Man hat Natur und Nachbildung zu einem unheimlichen Zwitterding zusammengesetzt, wie in den Panoramien und Cabinetten mit Wachsfiguren. Man hat den Begriff der Dichtung erniedrigt zu dem eines verzierten Bekenntnisses« (ebd.). Diese auf die einleitenden Worte folgende Kritik an der biographistischen Deutung von literarischen Werken – als Spezialfall begrifflich-reflexiven Interpretierens – erschöpft den Text allerdings nicht.³ Hieran knüpft sich nämlich eine grundlegende Auseinandersetzung mit dem Wesen der Dichtung an. So heißt es etwa, »dass das Material der Poesie die Worte sind, dass ein Gedicht ein gewichtloses Gewebe aus Worten ist« (SW XXXII, 185), und gleich darauf: »Das Wort als Träger eines Lebensin-